

Jenseits des schweigenden Sterns

Beginnen möchte ich meine Einführung mit der Frage nach der literarischen Gattung der *Perelandra*-Trilogie. Lewis schreibt, die erste Voraussetzung, um irgendein Produkt menschlicher Fertigkeit beurteilen zu können (vom Korkenzieher bis zur Kathedrale), bestehe darin, zu wissen, *was es ist*, d.h. als was es von seinem Hersteller gemeint war und wie es zu gebrauchen ist. Ist uns das gelungen, so mag der Abstinenzler zu dem Urteil kommen, der Korkenzieher sei für einen schlechten Zweck gemacht, und der Atheist mag dasselbe über die Kathedrale denken. Doch das ist erst der *zweite* Schritt: Solange wir glauben, der Korkenzieher sei dazu da, Dosen zu öffnen, oder Kathedralen, um Touristen zu erfreuen, kann man kein vernünftiges Urteil über sie abgeben. Dasselbe gilt nach Lewis' Ansicht auch für Bücher.

Normalerweise rangiert die *Perelandra*-Trilogie unter dem Etikett „Science Fiction“. Aber es gibt viele Arten der Science Fiction, die zu ganz verschiedenen Zwecken geschrieben wurden. Es kann sich zum Beispiel um Gesellschaftsutopien handeln, oder um eine Sozialkritik ihrer Zeit. Oder um Phantasien von Technikern, die über die Möglichkeiten zukünftiger Raumfahrt und die Gegebenheiten auf anderen Planeten spekulieren. Wir müssen daher zu klären versuchen, zu welcher speziellen Art der Science Fiction die *Perelandra*-Trilogie gehört. Dabei kann uns ein Essay helfen, in dem Lewis die ihm bekannten Formen der Science Fiction beschreibt, von ihren Anfängen bei Jules Verne und H. G. Wells bis in seine Zeit hinein (= 1950er Jahre). Dabei hebt er sich jene Unterart bis zum Schluss auf, die ihn selbst am meisten interessiert, nämlich die *phantastische* Form der Science Fiction.

Diese *phantastische* Form der Science Fiction ist für Lewis ein Ausdruck eines Impulses, der so alt ist wie die Menschheit selbst, unter den speziellen Bedingungen unserer Zeit. Lewis war seit seiner Kindheit von phantastischer Literatur jeglicher Art fasziniert gewesen: phantastische Kinderbücher z.B. von Edith Nesbit, Lewis Carroll oder George MacDonald, antike und nordische Mythen, die mittelalterliche Artus-Legende, die Dichtung der Romantik, später auch Tolkiens „Herr der Ringe“, etc.: all das hat er mit Begeisterung gelesen. Und er kommt in seinen literaturwissenschaftlichen Werken immer wieder auf solche Geschichten zu sprechen, ob nun als „Stories“, „fairy tales“ (Märchen) oder Mythen. *Die Böse Macht* nennt er übrigens auf der Titelseite „A modern fairy-tale for grown-ups“ – ein modernes Märchen für Erwachsene. Das ist in meiner deutschen Ausgabe nicht mit abgedruckt. Alle diese Bezeichnungen haben auch ihre Probleme; in Ermangelung eines besseren Ausdrucks verwendet Lewis daher zumeist den Ausdruck „Mythen“. Aber „Mythen“ nicht im Sinne des religionsgeschichtlichen Phänomens,

sondern als Geschichten eines bestimmten Typs.

Diese Geschichten haben stets einen relativ einfachen Plot, eine recht einfache, von uns als zwingend wahrgenommene narrative Grundstruktur. Lewis erklärt das am Beispiel des Mythos von Ödipus. Dieser (also Ödipus) erfüllt bei seinem Versuch, der Prophezeiung des Orakels zu entfliehen, gerade diese Prophezeiung: Er tötet seinen Vater und heiratet seine Mutter. Wer eine solche Geschichte liest, der erfährt laut Lewis etwas, das, obwohl verwirrend für den Verstand, dennoch als *zutiefst wahr* empfunden wird: Vorherbestimmung und Freiheit gehen, obwohl sie einander theoretisch widersprechen, dennoch Hand in Hand. Ja, der Vollzug des freien Willens trägt sogar entscheidend dazu bei, dass ein Mensch dem ihm vorherbestimmten Pfad folgt (das erlebt Ransom auch in *Perelandra*).

Das Besondere solcher Geschichten mit dem Charakter des Mythischen besteht für Lewis darin, dass sie zwar auf der Oberfläche nicht wie das „wirkliche Leben“ sind, dass sie ihren Lesern dafür aber ein Bild dessen präsentieren, worum es im menschlichen Leben *eigentlich* geht. Was wir erleben, wenn wir solche Mythen lesen, entspricht in seiner Qualität der tatsächlichen Qualität unseres Lebens als Wesen der Vernunft, als Wesen der Moral und der Beziehung zu Gott: es sind die Gesetzmäßigkeiten der *geistigen Welt*, die in ihnen zum Ausdruck kommen. Deshalb haben wir beim Lesen eines Mythos auch den Eindruck, es werde uns etwas von großer Bedeutung kommuniziert, etwas, das von Belang ist *für alle Menschen zu allen Zeiten*. Der Realismus eines Mythos liegt also nicht auf der Außenseite, sondern im Inneren des Menschen. Das sieht man nach Lewis' Ansicht gerade bei den Märchen. Was die Figuren der Märchen auf ihrer Außenseite sind, das sind wir Menschen in unserem Inneren: Hexen oder Zwerge, Drachen oder Hobbits, Könige oder Königinnen.

Nehmen wir z.B. eine moderne *fairy tale* wie „Die Prinzessin und der Kobold“ von George MacDonald (1872). Da lebt in einem alten Schloss in Schottland die junge Prinzessin Irene. Die Stockwerke des Schlosses stehen für das Haus der menschlichen Seele – vom Keller, in den böse Kobolde eindringen (die für die menschlichen Triebe stehen), bis zum Dachgeschoss, wo eine alte Großmutter wohnt (die für das Wirken des Hl. Geistes steht). Die Geschichte erzählt, wie der Bergarbeiterjunge Curdie erkennt, dass böse Kobolde versuchen, in das Haus der Prinzessin einzudringen und diese in ihre Gewalt zu bringen – was er zu verhindern versucht. Er muss aber lernen, bei seinen Rettungsbemühungen der Führung von Irenes Großmutter zu vertrauen, die er nicht sehen kann (Irene aber wohl). Da er an der Existenz der Großmutter zweifelt, kann er auch den (Ariadne-)Faden nicht sehen oder fühlen, den Irene von ihrer Großmutter erhalten hat und mit dem sie Curdie durch das Labyrinth der Koboldgänge unter dem Berg

führt. Irene erweist sich als wahre Prinzessin, weil sie der Führung dieses Fadens traut, auch dort, wo er sie an Orte führt, die im wahrsten Sinne des Wortes ausweg-los erscheinen.

MacDonalds Botschaft lautet kurz zusammengefasst: Wir alle (jeder und jede von uns) sind in Wahrheit von königlichem Geblüt. Unser Leben erschöpft sich nicht in der Befriedigung unserer biologischen Bedürfnisse: Wir sind mit der unglaublichen Würde ausgestattet, Beziehungspartner Gottes zu sein. Unser Leben wird daher nur dann gelingen, wenn wir der Führung Gottes in unserem Leben trauen. MacDonald siedelt seine Geschichte noch in einer nicht näher bezeichneten Region in den schottischen Bergen an. Im späten 19. Jh. und frühen 20. Jahrhundert wurden solche Geschichten aber immer öfter in den Weltraum verlegt. Warum?

Lewis meint, das liege am phantastischen Charakter dieser Geschichten, der verdeutlicht, dass es nicht um Realitätsnähe im Sinn des wissenschaftlich Möglichen, historisch Plausiblen oder psychologisch Wahrscheinlichen geht, sondern um die letzte und tiefste Bestimmung des Menschen als geistiges Wesen. Dass solche phantastischen Geschichten zunehmend in die Science Fiction ausgewandert sind, ist nach seiner Ansicht einfach eine Folge unseres zunehmenden geographischen Wissens. Je weniger die reale Welt bekannt war, umso plausibler konnten die Wunder nahebei liegen. Als der Bereich des Bekannten jedoch wuchs, mussten ihre Autoren weiter weg gehen. In der Antike begann die Welt des Phantastischen für viele Menschen quasi vor der eigenen Haustür (in Athen oder Rom natürlich nicht); in den Grimm'schen Märchen reicht ein Schritt in den nächsten Wald, um in eine völlig unbekannte Welt einzutauchen. Die antiken Seefahrer wie Odysseus mussten zumindest Reisen von einigen Tagen unternehmen, bevor sie auf Zyklopen oder Sirenen stoßen konnten; Dante ging in seiner Göttlichen Komödie bis zu den Antipoden, also auf die gegenüber liegende Seite des Globus.

Je weiter sich unser geographisches und wissenschaftliches Wissen über die Welt ausdehnte, umso weiter mussten daher die Regionen verschoben werden, bis man noch weiße Flecken auf der Erdoberfläche fand. Zum Ende des 19. Jh. gab es aber keine weißen Flecken mehr auf der Landkarte: wo also nun die phantastischen Welten ansiedeln? Jules Verne (ab 1863): in der Tiefsee, im Mittelpunkt der Erde oder auf dem Mond. Lewis schreibt das Verdienst, die wahre Funktion „anderer Welten“ in der Science Fiction entdeckt zu haben, David Lindsay und seinem Roman „Voyage to Arcturus“ von 1920 zu: sein Land Tormance sei als eine *Region des Geistes* konzipiert. Dabei hat Lindsay nach Lewis' Ansicht zwar die wahre Funktion anderer Welten erkannt, er hat sie aber für die falschen Zwecke genutzt, d.h. sie dienten ihm als Sprachrohr für seine antichristliche Philosophie bzw. Weltanschauung. Andere Autoren wie George Bernard Shaw, H. G. Wells, Olaf Stapledon und J. B. S. Haldane nutzten ihre Geschichten

ebenfalls zur Verbreitung ihrer naturalistischen, evolutionistischen, wissenschaftsgläubigen und generell antireligiösen Überzeugungen. Reaktion von Lewis und Tolkien: sie beschließen, ihre eigenen phantastischen Geschichten zu schreiben, um darin ihre eigene christliche Sicht zum Ausdruck zu bringen. Abmachung zwischen Lewis und Tolkien: Tolkien schreibt über eine andere Zeit hier auf der Erde (Mittelerde ist ja auf unserem Globus angesiedelt), Lewis schreibt über andere Planeten.

Damit kommen wir zu *Jenseits des schweigenden Sterns*, dem ersten Band unserer Trilogie. Bevor ich mehr über Lewis' Absichten beim Schreiben des Buches sage, möchte ich kurz die Handlung zusammenfassen, damit allen zumindest grob bekannt ist, worum es geht. Der Philologe Dr. Elwin Ransom aus Cambridge unternimmt in den Semesterferien allein eine Wandertour. Dabei gerät er per Zufall auf das Grundstück des Physikers Weston. Er entdeckt, dass Weston und ein anderer Mann namens Devine, den er aus der Schule kennt, versuchen, einen Jungen zu entführen. Als die beiden Ransom entdecken, ändern sie ihren Plan und beschließen, stattdessen ihn zu entführen.

Ransom kommt in einem Raumschiff zu sich und erfährt, dass sie zum Planeten Malakandra (d.h. zum Mars) unterwegs sind. Weston hat das Raumschiff erfunden und gebaut. Er will herausfinden, wie der Planet von der Menschheit kolonisiert werden kann; sein Kollege Devine ist auf das Gold aus, das es auf dem Mars zu holen gibt. Lewis kannte, als er sein Buch schrieb, natürlich „Der Krieg der Welten“ von H. G. Wells. In diesem 1898 erschienenen Science Fiction-Klassiker greifen Marsianer England an, um von hier aus die rohstoff- und wasserreiche Erde zu erobern. Das heißt, Lewis wusste, dass die meisten Leute meinten, Marsbewohner müssten böse, der Menschheit feindlich gesinnte Wesen sein – wenn es sie denn gibt. Das hielten offenbar viele Leute für möglich: Als der „Krieg der Welten“ 1938, also im Jahr des Erscheinens von „Jenseits des schweigenden Sterns“, in den USA als Radiohörspiel lief, löste das eine Massenpanik aus: Viele Leute glaubten, es handele sich um eine Reportage über einen tatsächlichen Angriff von Masianern.

Nicht so bei Lewis. Als Ransom und seine beiden Entführer auf dem Mars ankommen, wollen diese Ransom den einheimischen Sornen als Menschenopfer übergeben. Ein solches Opfer sollen die Sorne bei einem früheren Besuch von Weston und Devine verlangt haben. Als Ransom einen Sorn sieht, flüchtet er daher in die seltsame, bunte Natur der Marsoberfläche. Er begegnet einem anderen Wesen, einem Hross, der ihm ungefährlich zu sein scheint, und freun-

det sich mit ihm und seinem Stamm an. Hrossa sind Wesen, die an übergroße Fischotter erinnern; sie lieben Gesang und Dichtung, leben in kleinen Hütten und jagen. Bei ihnen lernt Ransom die Sprache und die Lebensweise der Marsianer kennen.

Als Weston und Devine auftauchen und einen Hross töten, wird Ransom auf die Insel Meldilorn gerufen, die im Zentrum von Malakandra liegt. Auf seiner Reise dorthin trifft er auf einen Sorn und erkennt, dass Sorne Philosophen und Wissenschaftler sind. Sie hatten ihn gar nicht opfern, sondern nur kennenlernen wollen, und es waren gar nicht sie, sondern Oyarsa, dem Herrscher Malakandras, der ihn eigentlich gerufen hatte. Als Ransom Meldilorn erreicht, wird er zu Oyarsa gebracht. Von ihm erfährt Ransom, dass über jeden Planet ein solcher Geist herrscht. Der Oyarsa der Erde habe sich allerdings vom Guten abgewandt, und dadurch sei der Kontakt zur Erde und ihren Bewohnern abgebrochen. Man kenne sie daher nur noch als *Thulkanrda*, als den "schweigenden Stern".

Kurz danach werden Devine und Weston zu Oyarsa gebracht. Sie haben auf der Jagd nach Ransom zwei weitere Hrossa getötet und sollen nun verhört werden. Devine erklärt erneut, es ginge ihm nur Gold: wenn er genug davon bekomme, würde er wieder verschwinden. Weston jedoch rechtfertigt sein Verhalten mit der Behauptung, das Überleben der Menschheit rechtfertige jedes Mittel und jede Grausamkeit. Er will der menschlichen Rasse neuen Lebensraum erschließen, egal, was dann aus den jetzigen Marsbewohnern wird. Ransom muss dabei Westons Rede von der englischen in die malakandrische Sprache dolmetschen, was die Ideologie hinter dessen pseudowissenschaftlichen Phrasen offenbart. Ransom schildert dem Oyarsa in einem geheimen Gespräch, was auf der Erde tatsächlich geschehen ist (vom Sündenfall bis zur Inkarnation), mit der Folge, dass Oyarsa beschließt, Weston und Devine wieder zu Erde zurückzuschicken, um weiteren Schaden von Malakandra abzuwenden; Ransom schließt sich ihnen freiwillig an. Westons Raumschiff wird mit Sauerstoff und Nahrung ausgerüstet und mit einen Selbstzerstörungsmechanismus versehen, damit sie nach ihrer Ankunft auf der Erde keine weiteren Planeten mehr gefährden können. Die drei schaffen es knapp, auf der Erde zu landen und das Raumschiff zu verlassen, bevor es sich in nichts auflöst.

Soweit der grobe Handlungsablauf des Romans. Welche Ideen stehen hinter dem Buch (bzw. der Trilogie als Ganzer)? Lewis erklärt, seine Bücher würden sich in erster Linie gegen eine weitverbreitete antichristliche Ideologie seiner Zeit richten, nämlich gegen den Glauben, unser oberstes moralisches Ziel sei der Fortbestand der menschlichen Rasse. Und dieses Ziel hätten

wir selbst dann weiter zu verfolgen, wenn man unsere Spezies bei dem Versuch, sie eines solchen Überlebens fähig zu machen, all jener Eigenschaften berauben muss, für die wir sie jetzt schätzen – Mitleid, Glück, Freiheit und Liebe.

Ein Beispiel für eine solche Geschichte, von der er sich mit seiner Trilogie absetzen wollte, ist die Zukunftsvision des Biologen und Genetikers J. B. S. Haldane mit dem bezeichnenden Titel „The Last Judgement“ (dt. „Das Jüngste Gericht“, erschienen 1927). In diesem Text entwirft Haldane die Vision einer Menschheit, die sich, um die Zerstörung der Erde zu überleben, so weit an die physikalischen und chemischen Verhältnisse auf anderen Planeten (Venus, Jupiter) anpasst, dass sie dort weiterexistieren kann. Dabei muss sie sich allerdings so sehr verändern (sie muss zum Beispiel auf dem Jupiter wegen der größeren Schwerkraft auf ein Zehntel ihrer jetzigen Größe schrumpfen), dass sie mit dem, was heute menschliches Leben ausmacht, quasi nichts mehr zu tun hat. Einen Venusianer, d.h. einen Nachfahren der heutigen Menschheit, der auf der Venus lebt, lässt Haldane erklären:

„Zu den Verhaltensweisen, die unsere Vorfahren nach und nach überwandten und die bei uns lediglich in der Form äußerst seltener Verirrungen wiederkehren, gehören solche selbstbezogenen Gefühle wie Stolz und persönliche Vorlieben bei der Partnerwahl. Unsere irdischen Vorfahren hatten sich auch solche Emotionen wie Mitleid zu eigen gemacht (ein unangenehmes Gefühl, das durch das Leid anderer Individuen hervorgerufen wird)“.

All solche Dinge sind in Haldanes Vision aus der Welt verschwunden, d.h. weggezüchtet aus einer Menschheit, in der das Schicksal und das Lebensglück des Einzelnen nichts mehr zählt und wo das Individuum wie die Arbeiter im Ameisenstaat völlig darin aufgeht, dem Überleben der Menschheit als Ganzer zu dienen. Haldane war hier jedoch kein Einzelfall, das zeigt das sogenannte CIBA-Symposium, bei dem sich 1962 die so genannte wissenschaftliche Elite der westlichen Welt versammelte und über die Zukunft der Menschheit diskutierte (Haldane war übrigens auch mit dabei). Darunter waren hochdekorierte Wissenschaftler und Nobelpreisträger aus Evolutionstheorie und Genetik, Medizin und Biochemie, z.B. Sir Julian Huxley, der Nobelpreisträger Hermann J. Muller und Francis Crick (der mit James Watson die Molekularstruktur der DNA entdeckte).

Die Teilnehmer der Tagung waren sich einig, dass nur wissenschaftliche Planung die Menschheit davor bewahren kann, zum Krebsgeschwür der Erde zu werden; eine wissenschaftlich geplante Gesellschaft (das habe Hitler gezeigt) sei aber letztlich nur in einer Diktatur möglich. Haldane selbst im Wortlaut: „Ein paar Jahrhunderte Stalinismus oder Technokratie wären

dann vielleicht ein billiger Preis für die Einigung der Menschheit.“ In dem 1963 veröffentlichten Protokoll des Symposiums schlug man daher unter anderem vor, die Menschheit durch genetische Planung zu verbessern, z.B. indem man mittels eugenischer Selektion die Intelligenz der Menschheit steigert. Die niedrigeren Bevölkerungsschichten hingegen könne man durch Beigabe chemischer Substanzen in der Nahrung zeugungsunfähig machen; auch sei es nötig, den Eltern das Recht auf die Erziehung ihrer Kinder zu entziehen.

Begründet wurde all dies mit dem der christlichen Ethik ausdrücklich entgegengesetzten „humanistischen Argument“, Menschen hätten kein generelles Recht darauf, Kinder zu bekommen. Im Gegenteil, man müsse sich erst durch seine wissenschaftlich geprüfte Tauglichkeit das Recht erwerben, Kinder in die Welt setzen zu dürfen. Letztlich sei das Überleben der Menschheit ohnehin nur möglich, wenn wir über kurz oder lang auf andere Planeten ausweichen. Da in der Schwerelosigkeit des Raums und auf anderen Planeten andere Bedingungen herrschen, könne man Menschen mit Teilen des Erbguts von Affen versehen, damit sie Greifhände oder Schwänze ausbilden und so besser für bestimmte Tätigkeiten ausgebildet sind, oder ohne Beine, weil diese in Raumschiffen nicht benötigt würden.

Lewis hat die Publikation dieser Thesen nicht mehr mitbekommen. Aber sie unterschieden sich in der Sache nicht von dem, was Haldane und andere bereits 30 Jahre vorher gesagt hatten. Er schreibt: „Es war gegen diese Sicht auf das Leben, gegen diese Ethik, wenn man so will, dass ich meine satirische Fantasy schrieb und in meinen Weston ein Clowns- und Bösewichts-Bild dieser ‚metabiologischen‘ Häresie hineinprojizierte.“

Haldane warf Lewis daraufhin in einer Kritik an der *Perelandra*-Trilogie eine Verunglimpfung der Naturwissenschaft vor, da sein Weston „erkennbar ein Naturwissenschaftler“ sei. Darauf antwortete Lewis, dies beruhige ihn, denn eben daran habe er gezweifelt: Weston habe wegen der Handlung zwar ein Physiker sein müssen, seine Interessen seien aber offenbar rein biologisch. Auch frage er sich selbst, wie glaubwürdig es eigentlich sei, dass ein solcher Schwätzer auch nur eine Mausefalle erfunden haben könnte, geschweige denn ein Raumschiff. Doch er habe in seinem Buch sowohl Farce als auch Fantasy haben wollen. Auch wandte er ein, es sei nicht die Naturwissenschaft selbst, die er habe angreifen wollen (deshalb gibt es in *Die böse Macht* zum Beispiel den guten Naturwissenschaftler Hingest), sondern die Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten, die uns heute unter dem Deckmantel „wissenschaftlicher Planung“ angeboten werden.

Dass dennoch einige Lesern der Eindruck hatten, Lewis habe die Naturwissenschaften selbst

abgelehnt, liegt vermutlich daran, dass er sich der Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnismöglichkeiten wohl etwas stärker bewusst war als die meisten seiner Kritiker. Lewis hatte sich auf seinem Weg vom Materialismus zum christlichen Glauben intensiv mit erkenntnistheoretischen Fragen beschäftigt und dabei die Beteiligung der menschlichen Person am Prozess der Wahrnehmung erkannt. Das heißt: Erfahrung – auch die Erfahrung des Naturwissenschaftlers – ist kein rein objektiver Prozess, der uns automatisch das Wesen der Dinge enthüllt. Unsere Vorerfahrungen, unser Wissen, unsere Interessen und unsere Fragen an die Welt bestimmen wesentlich mit, wie wir eine Sache sehen.

In *Perelandra* erklärt Weston später unmissverständlich, wie *er* die Dinge sieht. Das falsche humanistische Ideal von Wissen als Selbstzweck habe ihn nie interessiert: *Er* habe stets nach Wissen gestrebt, das nützlich sei. Zuerst natürlich für ihn selbst: um ihm Stipendien, ein Einkommen und eine anerkannte Position in der akademischen Welt zu verschaffen. Und dann, als dies erreicht war, nützlich für die Menschheit als ganze – was unausgesprochen heißt, dass alles andere nur in den Blick kommt, sofern es diesem Ziel dienen kann. Diese Haltung hat natürlich eine lange historische Tradition: Thomas Hobbes erklärte bereits im 17. Jh., eine Sache zu kennen heiße, zu wissen, was man mit ihr machen kann, wenn man sie hat.

Lewis zeigt die Folgen dieser Haltung anhand der Weise, wie Ransom und Weston auf die sprechenden Wesen Malakandras reagieren. Ransom (der die nötige Offenheit mitbringt und Philologe von Beruf ist) braucht nur einen Moment, um zu begreifen, dass die Geräusche, die aus dem Mund des merkwürdigen Wesens kommen, das da plötzlich vor ihm auftaucht, Wörter einer ihm unbekanntem Sprache sind. Er erkennt binnen kürzester Zeit: Das Wesen (ein Hross, wie es sich ihm später vorstellt) kann nicht nur sprechen, sondern es besitzt nicht weniger Vernunft als er selbst. Weston hingegen geht selbstverständlich davon aus, dass die drei Arten von sprechenden Wesen auf Malakandra auf einer wesentlich niedrigeren geistigen Stufe stehen als er selbst. Er versucht daher bei seinem Verhör in Meldilorn, diese mit primitiven Drohungen und billigem Ramsch (um genau zu sein, einer billigen Glasperlenkette von Woolworth) zu beeindrucken – selbst dann noch, auch als aller Anschein dagegen spricht. Nun, wer denkt da nicht an des Verhalten der spanischen Kolonisatoren in Mittel- und Südamerika?

In Narnia bringt Lewis später dasselbe Thema übrigens noch prägnanter auf den Punkt. Onkel Andrew, der als ein habgieriger Wissenschaftler vorgestellt wird, welcher nur an der Ausbeutung Narnias interessiert ist, ist völlig außerstande, die Geräusche, die die sprechenden Tiere Narnias von sich geben, als Sprache zu erkennen. Er hat sich selbst taub gemacht für das, was die Welt um ihn herum ihm sagen könnte. Und Lewis merkt dazu an: „Denn was man sieht und

hört, hängt in einem Großteil davon ab, wo man steht, und es hängt auch davon ab, was für eine Art von Person man ist.“

Ein weiterer Vorwurf Haldanes gegenüber Lewis lautete, seine Bücher seien voll von wissenschaftlichen Fehlern. Lewis erwiderte darauf, bei der Art von Geschichte, wie er sie habe schreiben wollen, komme es in erster Linie nicht auf wissenschaftliche Exaktheit an. Das heißt: der (pseudo)wissenschaftliche Apparat in seinen Büchern dient nicht dazu, unsere wissenschaftliche Neugier zu befriedigen; er ist ein literarisches Mittel, um einen groben Anschein von Plausibilität herzustellen. Technische Details über das Wie einer Reise in den Weltraum (die ohnehin nur die Fachleute verstehen würden) sind ohne Belang: Wir müssen unseren Unglauben gegenüber dem Berichteten nur so weit zurückhalten können, dass wir uns überhaupt auf die Geschichte einlassen.

Lewis war später sogar geneigt, unumwunden übernatürliche Methoden der interstellaren Reise für die besten zu halten. In *Jenseits des Schweigenden Stens* habe er seinen Helden Ransom noch in einem Raumschiff zum Mars befördert. Doch als er es besser wusste, habe er in *Perelandra* diese Aufgabe Engeln übertragen. Die seltsamen Welten, zu denen wir gelangen, müssen sich daher nach seiner Ansicht auch nicht strikt an wissenschaftliche Fakten halten. Es ist ihr Wunder oder ihre Schönheit oder ihre suggestive Wirkung, auf die es ankommt. Als er dem Mars Kanäle verpasste, da habe er bereits gewusst, dass die neuere Astronomie diese alte optische Täuschung aufgelöst hatte. Er habe für seine Geschichte auf die Marskanäle zurückgegriffen, weil zu jener alten Mars-Mythologie gehörten, wie sie allgemein bekannt war. Auch dies ist also ein Hinweis auf die Art von Geschichte, die Lewis schreiben wollte.

Was passiert, wenn man die literarische Gattung der Bücher nicht beachtet, kann man übrigens bei Wikipedia nachlesen. Dort steht, *Jenseits des schweigenden Sterns* zeige die Sicht eines vor dem Weltraumzeitalter lebenden Laien auf das Weltall, auf die Planeten und das Gebiet zwischen ihnen. Hier wird also Lewis' literarische Fiktion als wissenschaftlich naiver Tatsachenglaube missverstanden.

Noch deutlicher zeigen sich Lewis' literarische Absichten an einem anderen Aspekt seiner Kosmologie, nämlich seinen *Eldila* (oder *Engeln*, wie wir sie natürlich auch nennen können). Auch wenn Lewis als Christ an die Existenz von Engeln (gut und böse) glaubt, ist die Ausstattung der Planeten mit Eldila und einem Oyarsa, also einem den Planeten regierenden Engel, Bestandteil des *phantastischen Elementes* seiner Romane; es ist *keine* Tatsachenaussage über den realen Kosmos, in dem wir leben. Es ist stattdessen ein Spiel mit dem Vorstellungsvermö-

gen: Gesetzt den Fall, den Engeln käme im Universum jene Rolle zu, die die heidnische Mythologie ihren Göttern zuschrieb, wie würden sie dann gegenüber einem menschlichen Beobachter manifestieren?

Bei ihrer Darstellung bedient sich Lewis großzügig bei der mittelalterlichen Kosmologie, die er aus seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Mittelalter sehr gut kannte (und die ihrerseits intensiv auf die antike Kosmologie zurückgriff). Das ist auch der Grund, weshalb er den Mars als ein männlichen Planeten darstellt (und sein Oyarsa ebenfalls), und die Venus als weiblich: weil die Tradition das so sah. Und die Bezeichnung der Erde als „schweigender Stern“ geht ebenfalls auf die mittelalterliche Kosmologie zurück. Denn auch wenn die Erde für das christliche Mittelalter geographisch im Mittelpunkt des Weltalls stand, so war sie doch *spirituell marginal*.

Man sah auf von der Erde in einen Himmel, der, je höher man kam, umso mehr ans Göttliche heranreichte. Über der Erde mit ihrem Werden und Vergehen (d.h. mit ihrer Vergänglichkeit) wölbten sich die neun unvergänglichen himmlischen Sphären, angefangen mit dem Mond über Merkur, Venus, Sonne und die übrigen Planeten bis zu den Sternen. Und jenseits der letzten Sphäre, dem *primum mobile*, folgte das Empyreum, der selbst nicht mehr räumlich gedachte Bereich des Göttlichen, der wahre Himmel. Und da für Antike und Mittelalter jede Bewegung ihren Ursprung brauchte, wurden diese Sphären alle durch ihre Liebe zu Gott bewegt, den schon Aristoteles den „unbewegten Beweger“ genannt hatte. Das heißt, die himmlischen Sphären kamen der Vollkommenheit der göttlichen Ewigkeit dadurch nahe, dass sie die vollkommenste Bewegung vollzogen, die in der Zeit möglich ist: die perfekte Kreisbewegung. Und sie gaben diese Bewegung an die jeweils unteren Sphären weiter, bis hinab zur Erde. Da man sich aber bewusst war, dass rein materielle Dinge nicht streben können, war jede der himmlischen Sphären von „Intelligenzen“ bewohnt, die sie regierten und für ihre Bewegung sorgten. Das ist die Inspiration für die Oyarses, die in Lewis' Trilogie die Planeten regieren. Selbst der Name Oyarsa ist dabei einem Autor des 12. Jh. entlehnt, nämlich Bernardus Sylvestris.

Zu den Intelligenzen kamen im Mittelalter noch die neun Hierarchien der Engel, deren Heimat die neun Sphären sind, d.h. der Weltraum oder die „Himmelstiefen“ (*Perelandra*) zwischen Empyreum und Mond (in *Perelandra* nennt Lewis diese Grenze ebenfalls). Die obersten drei, die Seraphim, Cherubim und Throne, gingen ganz in der Kontemplation des göttlichen Wesens auf und hatten mit dem geschaffenen Universum nichts zu tun. Die nächste Gruppe (Herrschaften, Mächte und Gewalten) hatte eine gewisse Verantwortung für die allgemeine Ordnung der Dinge, aber nur die dritte und unterste Gruppe befasste sich mit menschlichen Angelegenheiten:

Fürsten mit dem Schicksal von Nationen, Erzengel und Engel in unterschiedlicher Weise mit dem von Einzelpersonen. Von oben bis unten – von Gott bis hinab zum Menschen – gab es also im Kosmos eine absteigende Hierarchie der Macht und Würde. Hier auf der Erde war aber der Ort, wo der Rand erreicht wurde, wo positive Existenz sozusagen ins Nichtsein ausfranst. Machen wir uns klar, dass selbst bei solch einem einmaligen Höhepunkt wie der Verkündigung an Maria, die Mutter Jesu Christi, nur ein Erzengel seine Aufwartung machte, also ein Mitglied der zweituntersten Klasse. Das bringt die Dinge in die richtige Perspektive.

Als „schweigend“ wird die Erde in Lewis' Trilogie deshalb bezeichnet, weil der Oyarsa, d.h. die Intelligenz, die die Erde regiert, sich aus freien Stücken aus der Gemeinschaft mit Gott und den anderen himmlischen Wesen entfernt hat und nun jegliche Kommunikation mit ihnen verweigert. Der Oyarsa der Erde ist natürlich Satan, der „Fürst dieser Welt“ (Joh 12,31). Lewis spielt hier auch auf das Bild aus der *Offenbarung des Johannes* von einem „Krieg im Himmel an (Offb. 12,7-10), das in der christlichen Kunst der Renaissance und in John Miltons epischem Gedicht *Das verlorene Paradies* eine große Rolle spielte. Wir Menschen sind wiederum der Versuchung Satans erlegen und wie er von Gott abgefallen – was wiederum zu Gottes großer rettender Tat, der Menschwerdung, geführt hat, auf die Lewis ebenfalls mehrfach anspielt. Doch Satan, so erklärt der Oyarsa des Mars, hat nicht nur der Erde Schaden zugefügt: *Er* ist es, der die Oberfläche des Mars verwüstet hat, und wenn Oyarsa nicht rechtzeitig die *Handramits*, die Täler, geöffnet hätte, wären alle Marsbewohner ums Leben gekommen. Er wird auf Perelandra versuchen, dem Planeten durch Weston ebenfalls Schaden zuzufügen.

Nicht nur seine Engel entlehnt Lewis aber der mittelalterlichen Kosmologie. Der mittelalterliche Kosmos war auch lichtdurchflutet und erfüllt von der lieblichsten nur vorstellbaren Musik. Der Weltraum war voller Licht, weil die Sonne alles beschien (die Rolle der Atmosphäre für das, was wir „Tag“ nennen, kannte man nicht): die Dunkelheit der Nacht auf der Erde entstand dadurch, dass wir uns dann auf der von der Sonne abgewandten Seite im Erdschatten befinden. Die Musik kam dadurch zustande, dass die Sphären, die sich jeweils in angemessenen Intervallen innerhalb der nächstgrößeren Sphäre bewegten, zu einer einzigen Harmonie verschmolzen. Es gab verschiedene Erklärungen, warum wir die Sphärenmusik nicht hören. Eine davon greift auf den alten Reisebericht zurück, dass die Leute, die direkt an den großen Nilfällen wohnen, deren Lärm nicht wahrnehmen. Weil sie ihn immer gehört haben, hören sie ihn nie. Dasselbe würde natürlich in höherer Weise auch für die Sphärenmusik gelten. Dies ist der einzige Klang, der nie auch nur für den Bruchteil einer Sekunde in irgendeinem Teil des Universums aufgehört hat; zu diesem Positiv haben wir kein Negativ als Kontrast.

Ransom hört daher bei seinem Flug zum Mars zwar immer noch nicht die Musik der Sphären, er staunt aber, dass das Weltall durchflutet ist von himmlischem Licht. Das Weltall, so nimmt er wahr, ist nicht kalt und leer und lebensfeindlich, wie er das bisher geglaubt hatte, sondern erfüllt von großer Herrlichkeit.

Perelandra

Fortsetzung von „Jenseits des schweigenden Sterns“, nun aber auf einem anderen Planeten. Eines der Hauptthemen des Buches entnehmen wir dem deutschen Untertitel: *Der Sündenfall findet nicht statt*. Wir sollten uns davon aber nicht zu sehr leiten lassen; der englische Original-Untertitel lautet nämlich schlicht: *A Novel*. Worum geht es? Lewis wird von Ransom gebeten, diesen in seinem Landhaus aufzusuchen. Er leistet dieser Bitte gegen einigen inneren Widerstand Folge und wird nach seiner Ankunft von Ransom aufgeklärt, dass dieser zum Planeten Perelandra (= Venus) gesandt werde. Was er dort zu tun habe, wisse er nicht, er sei aber vom Oyarsa des Mars ausgewählt worden, weil er auf dem Mars die nötigen sprachlichen Voraussetzungen erworben habe. Ransom nimmt Lewis das Versprechen ab, bei seiner Rückkehr bereitzustehen und sich notfalls um seinen Nachlass zu kümmern. In einem sargähnlichen Gefährt wird Ransom von Eldila zur Venus befördert.

Dort angekommen findet sich Ransom mitten in einem Meer wieder. Auf dessen Oberfläche schwimmen von phantastischen Pflanzen und Bäumen bewachsene Inseln, die so dünn sind, dass sie sich den Meereswellen bei Seegang anpassen. Der Himmel Perelandras ist durch eine dichte Wolkendecke abgeschirmt (man sieht weder die Sonne, noch bei Nacht die Sterne); alles leuchtet in intensiven Gold- und Grüntönen. Ransom ist überwältigt von der unglaublichen Fruchtbarkeit des Planeten; jede Frucht, die er probiert, scheint besser zu sein als die vorige, ja, die Früchte bieten ihm nicht nur neue Formen des Genusses, sondern geradezu neue Dimensionen des Genusses. Ransom, der immer noch nicht weiß, was sein Auftrag ist, trifft auf einer der Inseln Tinidril, eine Frau mit menschlicher Gestalt, aber grüner Hautfarbe. Sie ist, wie sich herausstellt, die Eva des Planeten Perelandra. D.h. sie ist auserkoren, die Urmutter und Königin des Planeten zu sein. Sie wurde jedoch durch die See von ihrem Gatten, König Tor getrennt.

Ransom und Tinidril machen sich auf den Weg zum Festland, auf dem zu *übernachten* Maledil dem Königspaar aber verboten hat. Sie wollen dort einen Berg zu erklimmen, um Ausschau zu halten nach der Insel von Tinidrils Gatten (die sie aber nicht finden). Noch bevor sie zum Festland gelangen, sehen sie, dass so etwas wie eine Sternschnuppe aus dem Himmel fällt

und im Meer landet. Biblisch gebildete Leser mögen hier an Lk 10,18 denken, wo Jesus zu seinen Jüngern sagt: „Ich sah Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen.“ Das Ereignis lässt also nichts Gutes ahnen. Und in der Tat: Es ist Ransoms aller Bekannter Weston, der sich ein neues Raumschiff gebaut hat und nun auf Perelandra sein unheilvolles Treiben forstsetzt. Man kann allerdings kaum sagen, dass er selbst dies tut, denn er scheint nun ganz von Satan besessen zu sein (was sich u.a. daran zeigt, dass dieser „Weston“ Dinge kann, die der alte Weston nie konnte, z.B. fließend die Sprache der Venus sprechen).

Tinidril erkennt in ihrer Unschuld die bösen Absichten Westons nicht, sodass dieser nahezu ungehindert daran arbeiten kann, sie zum Übertreten von Maleldils Geboten zu verführen. Ransom bemüht sich nach Kräften, dies zu verhindern, ist aber der Rhetorik des Versuchers nicht gewachsen; auch braucht er Pausen zum Schlafen, die sein Gegner nicht braucht. Ransom sieht, dass Tinidrils Widerstand gegen das Böse unter den ständigen Angriffen nach und nach erlahmt und erkennt, dass der einzige Ausweg darin besteht, den Versucher körperlich anzugreifen. Ransom hadert mit dieser Erkenntnis: kann es tatsächlich sein, dass die spirituelle Rettung Tinidrils von einem solchen physischen Kampf abhängt? Schließlich kommt er aber zu dem Ergebnis, dass die Versuchung auf Perelandra entweder durch sein physisches Eingreifen gestoppt wird oder gar nicht.

Er greift den Versucher in Westons Körper an. Ransom ist diesem physisch leicht überlegen, so dass der Un-Mensch versucht, ans Land zu fliehen. Dort wird er eingeholt, und es kommt in einer unterirdischen Höhle zum Entscheidungskampf, in dem Ransom, selbst schwer verwundet, schließlich siegt. Er findet mit Mühe den Ausgang aus der Höhle und erholt sich langsam von seinen Verletzungen; nur eine blutende Wunde an der Ferse behält er zurück, die nicht gestillt werden kann. Biblisch gebildete Leser mögen hier wiederum gleich an Gen 3,14-15 denken, wo Gott zu der Schlange spricht, die Eva zum Essen von der Frucht des Baumes verführt hat: „Feindschaft setze ich zwischen dir und der Frau, zwischen deinem Nachkommen und ihrem Nachkommen. Er trifft dich am Kopf und du triffst ihn an der Ferse.“ Ransom, der durch sein Tun das der Eva Perelandras zuge dachte Böse abwendet, erhält hier also stellvertretend auch die ihr zuge dachte Wunde an der Ferse.

Die wieder vereinten Tor und Tinidril werden nach überstandener Versuchung von den Oyarsa des Mars und der Venus empfangen, und ihnen wird offiziell die Herrschaft über den Planeten übergeben (die der Oyarsa der Venus bisher kommissarisch innehatte). Ransom wird für sein Tun von Engeln und Königspaar geehrt und bekommt in einer großen, ein ganzes Jahr dauernden hymnischen Schau den „Großen Tanz“, d.h. den wahren Sinn aller Dinge gezeigt.

Dann wird er von den Engeln auf die Erde zurückgebracht, wo er von Lewis empfangen wird und diesem von seinen Erlebnissen auf Perelandra berichtet.

Soweit zur groben Handlungsstruktur des Buches. Meine Anmerkungen zum Verständnis möchte ich mit dem Hinweis beginnen, dass das Buch nach Lewis' eigener Auskunft *keine* Allegorie auf die christliche Sündenfall-Lehre ist (wie zum Beispiel bei Wikipedia behauptet). Wir müssen also auch nicht zu jedem Ereignis in *Perelandra* eine Parallele in der christlichen Theologie suchen (und würden sie auch gar nicht finden). Und wir müssen auch nicht glauben, Lewis habe die biblische Sündenfallerzählung für einen historischen Tatsachenbericht gehalten. Nach Lewis' Ansicht *kann* es zwar ein erstes menschliches Paar gegeben haben. Doch der Erzählstil des Genesis-Textes lässt für ihn keinen Zweifel daran, dass sein Autor hier im Stil einer *fairy tale* (oder mythologisch) schreibt, wie die Kirchenväter bereits wussten.

Auch *Perelandra* ist also nicht so zu verstehen, als unterstelle er damit die historische Wahrheit des biblischen Sündenfallberichts. Erinnern wir uns noch einmal daran, welcher literarischen Gattung Lewis seine Trilogie zuordnet: es ist die Gattung der *fairy tale* oder des modernen Mythos – dieselbe Gattung, die er später auch für seine Narnia-Geschichten wählt. Auch bei diesen kam schon früh der Vorwurf auf, sie seien bloße Allegorien auf das christliche Erlösungsgeschehen, was Lewis jedoch vehement bestritt. Er leugnet nicht, dass die *Narnia*-Geschichten wie auch die *Perelandra*-Trilogie christliche Themen beinhalten, und natürlich war er sich dessen beim Schreiben auch bewusst. Er bestreitet aber, dass er von Anfang an eine fertige Moral im Kopf gehabt habe.

Ausgangspunkt seiner Geschichten seien stets Bilder in seinem Kopf gewesen, bei *Narnia* ein Faun mit einem Regenschirm, der Pakete in einem verschneiten Wald trägt. Oder in *Perelandra* die schwimmenden Inseln. Und daraus habe er dann eine Geschichte zu machen versucht. Mit einer fixen Moral an das Schreiben von Geschichten heranzugehen bringt nach seiner Ansicht auch keine guten Geschichten hervor: Wesentlich besser sei es, wenn man die sich zu Handlungsmustern verdichtenden Bilder in seinem Kopf *ihre eigene Moral* erzählen lasse. Diese Moral sei dann nämlich kein bloßes Kopfprodukt, sondern sie speise sich aus den spirituellen Wurzeln, die sich ein Autor während seines gesamten Lebens zu eigen gemacht hat. In *Narnia* habe die christliche Moral daher auch nicht am Anfang gestanden, sondern es sei Aslan selbst gewesen, der sich im Prozess des Schreibens immer mehr als die Erlöserfigur Narnias zu verhalten begann.

Diese zunehmende Nähe Aslans zu Christus sei ihm dann allerdings selbst bewusst geworden, und dies habe ihn auf die Frage gebracht: Angenommen, es gibt eine Welt wie Narnia, auch sie ist eine gute Schöpfung Gottes und in Narnia bricht ebenfalls das Böse ein, wie würde Gott dann hier handeln – in und durch Aslan? Das ist (ich habe das ja schon angedeutet) für Lewis ein *Spiel mit dem menschlichen Vorstellungsvermögen*, aber keine rein verstandesmäßige Suche nach Parallelen zwischen Aslan (oder Ransom) und Christus. Vor allem aber sind in bei solchen Spiel mit dem Vorstellungsvermögen das Reale und das Fiktive in anderer Weise miteinander kombiniert als bei der Allegorie.

Ausgangspunkt einer *Allegorie* sind echte Realitäten unserer geistigen Erfahrung, z.B. die Erfahrung, dass das intellektuelle Klima einer Zeit jemanden versklaven, ihn unfrei machen kann. Wenn wir alles glauben, was uns in den Feuilletons der Zeitungen als das heutige, „wissenschaftliche“ Weltbild präsentiert wird, dann sind wir Sklaven des Zeitgeists des 20./21. Jh. Wir können das, wenn wir wollen, in eine Allegorie packen, so, wie Lewis das in seinem Buch *Flucht aus Puritanien* getan hat. Dort nimmt der Riese namens Zeitgeist den Pilger John gefangen und lässt ihn in einen Kerker werfen, und es ist die Figur namens Reason (Vernunft), die ihm hilft, sich aus diesem Kerker zu befreien. In einer Allegorie bildet somit ein reales geistiges Geschehen den Ausgangspunkt. Dieses geistige Geschehen wird dann im Rahmen der Geschichte als das Handeln einer Person fiktionalisiert.

In *Narnia* ist der Ausgangspunkt ein anderer: hier bildet das Fiktive den Ausgangspunkt. Natürlich gibt es Narnia nicht wirklich, aber was wäre, wenn es eine solche Welt gäbe? Was wäre, wenn Gott neben unserer Welt noch eine andere Welt geschaffen hätte, in der Fabelwesen real existieren und in der Tiere sprechen können, und in die Menschen hineingeraten können? Und wenn auch in diese Welt das Böse eingedrungen ist (in der Form einer bösen Hexe): Wie würde Gott bzw. dort handeln, in und durch Christus? Im Rahmen der Geschichte – wenn man das Spiel mit der Vorstellung einmal akzeptiert hat – hat man es hier also mit realen Wesen zu tun: Wäre Gott tatsächlich in Narnia in Aslan inkarniert worden, dann hätte jeder Besucher dieser Welt ihn sehen und hören und anfassen können.

Auch *Perelandra* ist ein solches Spiel mit dem Vorstellungsvermögen. Stellen wir uns vor, die biblischen Schöpfungsberichte würden auf Tatsachen beruhen, die mittelalterliche Angelologie sei wahr, und die Venus wäre tatsächlich bewohnbar. Was würde geschehen, wenn wir dort auf ein erstes Menschenpaar treffen würden und dieses ebenfalls in Versuchung geführt würde? Gesetzt den Fall, es hätte eine solche Person wie Ransom und ein solches Geschehen auf der Venus tatsächlich gegeben (was Lewis wie gesagt nicht behauptet) so wären die Dinge,

die Ransom auf der Venus sieht und hört also nicht weniger reale Ereignisse gewesen als die Tatsache, dass wir hier heute zusammensitzen. Weil dies aber nur ein Spiel mit der Phantasie ist, müssen wir von Lewis' Beschreibung des Kosmos und seiner Engel ebenso wenig glauben, sie würden für ihn Realitäten darstellen, wie dass es eine Person wie Elwin Ransom tatsächlich gegeben hat.

Soviel zur literarischen Eigenart des Buches. Neben dieser Parallele zu den *Narnia*-Geschichten kann uns noch ein anderes Buch von Lewis etwas über seine Ideen beim Schreiben von *Perelandra* verraten. Er hatte 1941 die *Screwtape Letters* (*Dienstanweisung für einen Unterteufel*) geschrieben und damit einen Welterfolg erzielt. In den 31 Briefen dieses Bandes erklärt der erfolgreiche Senior-Versucher Screwtape seinem unerfahrenen Neffen Wormwood, wie es ihm am besten gelingt, seinen (namentlich nicht genannten) „Patienten“ zum Bösen zu verführen. Screwtape ist also ein Experte in der Psychologie menschlicher Versuchung: Er sagt Wormwood, welche Gedanken dieser seinem Patienten zu welcher Zeit eingeben muss und wohin er dessen Aufmerksamkeit leiten und wovon er sie abhalten muss, damit dieser sicher in das Haus Unseres-Vaters-in-der-Tiefe (also des Teufels) gelangt.

Auch hier verwendet Lewis die christliche Angelologie als ein literarisches Mittel, um seine Botschaft zu vermitteln. Gibt es einen Zusammenhang zwischen diesen beiden literarischen Welten? Bis vor kurzem hätten wohl alle Lewis-Forscher *nein* gesagt. Seit 2013 sieht die Sache aber etwas anders aus. Da hat Brenton Dickieson die handschriftliche Urfassung von Lewis' Vorwort zu den *Screwtape Letters* ausfindig gemacht. Und der Text dieser Urfassung weicht deutlich von der gedruckten Fassung ab. Die gedruckte Fassung beginnt mit dem Satz: „Ich habe nicht vor, zu erklären, wie der Briefwechsel, den ich hier veröffentliche, in meine Hände geraten ist.“ Die handschriftliche Fassung beginnt mit dem Satz: „Nichts wird mich dazu bringen, zu enthüllen, wie mein Freund Dr. Ransom an das Manuskript gekommen ist, das auf den folgenden Seiten übersetzt wird.“ Dr. Ransom, der Sprachwissenschaftler, der 1938 auf dem Mars war und dort Bekanntschaft mit den drei marsianischen Spezies, mit Engeln und dem Oyarsa des Planeten gemacht hat, und der dort die malakandrische Sprache erlernt hat: *Er* ist der Whistleblower, *er* ist die Quelle jener Briefe, die nach Meinung der Hölle nie in unsere Hände hätten gelangen dürfen!

Wenn Lewis sich das ursprünglich so gedacht hat, dann steht zu vermuten, dass in *Perelandra* in der Psychologie der irdischen Personen (die durch die Dämonen der Erde versucht werden können) auch etwas vom Wirken eines Screwtape oder Wormwood zu finden ist. Und genau das finden wir in der Eingangsszene des Buches. Da schildert Lewis, wie es ihm nur mit

größter Mühe gelingt, sich gegen seine eigenen inneren Widerstände durchzusetzen, die ihn davon abhalten wollen, seinen versprochenen Besuch bei Ransom wahrzumachen: Immer wieder ist er versucht, auf dem Weg zu Ransoms Haus kehrt zu machen und Ransom mit seinem Auftrag im Stich zu lassen. Als er das Haus schließlich doch erreicht und Ransom endlich kommt, fragt dieser als erstes, ob Lewis ohne Schaden durch die Sperre gekommen sei: denn sie (also die bösen irdischen Eldila), hätten sicherlich zu verhindern gesucht, dass er bei ihm ankomme. Das wäre in den *Screwtape Letters* präzise eine Aufgabe für Wormwood gewesen.

Die handschriftliche Fassung des Screwtape-Vorworts enthält aber noch einen anderen Hinweis, der für die *Ransom*-Trilogie von Belang ist. Dort heißt es, die Briefe Screwtapes seien ursprünglich in Old Solar oder Alt-Solarisch geschrieben gewesen, d.h. in jener Sprache, die einst alle vernunftbegabten Geschöpfe in unserem Sonnensystem gesprochen haben. Ransom, so erklärt Lewis, habe diese Sprache auf Malakandra gelernt, worüber er in einem anderen Buch namens *Jenseits des schweigenden Sterns* berichtet habe – damals freilich ohne zu ahnen, dass dies mehr als nur ein lokaler Dialekt ist. Dieser Hinweis fehlt ebenfalls im Vorwort des *Unter- teufels*, wie es dann tatsächlich erschien; Lewis hat sich also doch dagegen entschieden, eine solche Verbindung zwischen seinen Büchern herzustellen. Aber er findet sich dann in Kapitel 2 von *Perelandra*, das Lewis im November 1941 zu schreiben begann: Da hatte er sein Vorwort zu den gesammelten Screwtape-Briefen bereits geschrieben, sie waren aber noch nicht als Buch erschienen.

Hier erklärt Lewis zudem, dass keine der irdischen Sprachen ein Abkömmling des Alt-Solarischen ist: diese Sprache ging bei uns infolge des Sündenfalls verloren. Dieser Gedanke könnte der Grund sein, weshalb sich Lewis letztlich doch dagegen entschied, Screwtapes Briefe in Alt-Solarisch geschrieben sein zu lassen: weil diese Sprache nach seiner Vorstellung nicht durch die Sünde korrumpiert ist. In Alt-Solarisch gibt es daher auch keine Wörter für Böse (bzw. Sünde); sie werden stets durch den Ausdruck „bent“, d.h. „gekrümmt“ oder „verbogen“ umschrieben. Das spielt natürlich auf Augustinus' Beschreibung des gefallen Menschen als „in sich selbst verkrümmt“ an. Da die Geschöpfe, die diese Sprache sprechen, nicht gesündigt haben, können sie sich auch in Alt-Solarisch verständigen, ohne dabei Angst haben zu müssen, etwas Falsches zu sagen oder einander misszuverstehen: ihre Wörter beschreiben die Dinge, wie sie *wahrhaft sind*.

Unsere *menschlichen* Sprachen sieht Lewis hier hingegen mit einem Problem behaftet. Auf dieses Problem möchte ich etwas genauer eingehen, weil es für Lewis' Denken sehr grundlegend ist und die Hintergrundfolie für vieles bildet, womit sich die *Ransom*-Trilogie befasst. Das

Problem besteht darin, dass es uns Menschen nicht möglich ist, gleichzeitig die *Bedeutung* von etwas zu vermitteln und zu demonstrieren, dass es *wahr* ist. Das liegt an zwei einander gegenseitig ausschließenden Charakteristika menschlicher Sprache, die Lewis im Ideal wissenschaftlicher und dichterischer Sprache verkörpert sieht.

Diese beiden Sprachtypen sind nach seiner Ansicht Spezialisierungen der Alltagssprache, in der wir uns normalerweise verständigen. So lässt sich zum Beispiel der Satz „Es ist sehr kalt heute Nacht“ in zwei einander entgegengesetzten Richtungen spezifizieren. Ich könnte sagen: „Um 19.35 Uhr waren es genau 13 Grad unter Null“. Ich könnte Ihnen aber auch den Dichter Lenau zitieren: „Vor Kälte ist die Luft erstarrt, es kracht der Schnee von meinen Tritten, es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart“. Die erste Aussage stellt in sofern eine Weiterentwicklung der Umgangssprache dar, als hier der Kälte der betreffenden Nacht eine mathematische Größe zugeordnet wird, die durch ein Mess-instrument exakt bestimmt und im wiederholten Experiment überprüft werden kann: Man verwendet die Sprache der Wissenschaft. Ist die Richtigkeit der Aussage festgestellt, so kann man weitere Schlussfolgerungen aus ihr ziehen und auf ihrer Basis Vorhersagen treffen, zum Beispiel über die Überlebenschancen von Tier und Pflanzen in einer solchen Nacht. Es lassen sich daher Maßnahmen zu ihrem Schutz ergreifen; auf ihrer Basis kann man *handeln*. Zu diesem Zweck abstrahiert die Naturwissenschaft aber allem, was sich mit ihren Methoden nicht exakt erfassen lässt. Das Ideal dieser Form des Sprechens wäre deshalb dort erreicht, wo man es mit *rein quantitativen*, mathematisch beschreibbaren Größen zu tun hat, wie dies (nahezu) in der Physik der Fall ist.

Die zweite Aussage (das Lenau-Zitat) geht in sofern über die Umgangssprache hinaus, als sie eben jenes subjektive Empfinden von Kälte genauer zu beschreiben versucht, das in der wissenschaftlichen Aussage unter den Tisch fällt. Das ist die Stärke dichterischer Sprache: Sie nutzt die *außerlogischen* Elemente der Sprache – Rhythmus, Metapher, Sprachmelodie, Lautmalerei, Assoziationen usw., um die konkrete Gegebenheit, d.h. die *Qualität von Erfahrungen* zu übermitteln. Es ist ja gerade nicht besonders kalt, sondern sogar recht warm. Sie bekommen bei Lenau aber sofort einen Eindruck, wie es sich anfühlt, sich in einer kalten Nacht im Freien zu befinden. Doch leider sagt uns die Dichtung als Dichtung nicht, ob die Dinge, die sie beschreibt, tatsächlich existieren. Hier kommt die Wissenschaft ins Spiel. Um Tatsachen feststellen und Erfahrungen vorhersagen zu können, muss man schlussfolgern; um zu schlussfolgern, muss man abstrahieren. Nur die Wissenschaft kann uns daher sagen, wo und wann wir zum Beispiel erwarten können, Polarlichter zu sehen, nur die Dichtung kann uns sagen, wie es ist, ein Polarlicht zu sehen.

Lewis betont, dass es natürlich kein Vorteil wissenschaftlicher Sprache ist, dass es ihr nicht gelingt, das Konkrete zu erreichen, und kein Vorteil dichterischer Sprache, dass sie nicht die Existenz von irgendetwas beweisen kann. Im Gegenteil, es ist ein großer Nachteil für unser menschliches Bemühen um Erkenntnis, dass wir nicht gleichzeitig in hohem Maße philosophisch und dichterisch sein können. In einem Essay von 1939 (da hatte er also bereits *Jenseits des schweigenden Sterns* geschrieben), erklärt er daher: Sollte es irgendwo im Universum Wesen geben, die so weit über uns stehen wie wir über den Hunden, so kombiniert ihre Sprache vermutlich in jedem Augenblick die Klarheit und Stringenz Euklids mit der Wärme und Festigkeit Shakespeares. Solche Wesen könnten stets im gleichen Atemzug demonstrieren, *dass* etwas ist und einem zeigen, *was* es ist. Nun, es scheint, dass es genau dies ist, was das Alt-Solarische auszeichnet.

So stellt Ransom (der ja Sprachwissenschaftler ist) fest, dass jede der drei vernunftbegabten Spezies des Mars – Sorne, Hrossa und Pflfltriggi – ihre eigene Sprache spricht. Und diese Sprache reflektiert die charakterlichen Eigenschaften der jeweiligen Spezies. Die Sorne sind Philosophen und Wissenschaftler: sie lieben es, sich mit dem Wesen der Dinge auseinanderzusetzen, sie streben nach *Wahrheit*. Die Hrossa sind Dichter und Sänger: sie lieben Mythen und das Erzählen von Geschichten. Ihnen geht es also um die *Bedeutung* der Dinge. Die Pflfltriggi sind Bergleute und Handwerker: Sie lieben das Schaffen und Gestalten von Dingen; sie produzieren also *faktische* Gegenstände. Sie sind rein praktisch orientiert; was sie zu sagen haben, sagen sie durch die materiellen Dinge, die sie herstellen. Die Vorlieben der drei Spezies repräsentieren somit die drei Grundbegriffe von Lewis' Erkenntnistheorie *Wahrheit*, *Bedeutung* (mit ihrer Höchstform, dem Mythos) und *Fakten*. (Die Fakten umfassen dabei für Lewis nicht nur wissenschaftliche Fakten, sondern auch historische Fakten.)

Als Ransom wissen will, in welcher Sprache sich die drei Spezies verständigen, bekommt er zur Antwort, in der Sprache der Hrossa, dem, wie sich später herausstellt, Alt-Solarischen. Niemand lerne die Sprache der Pflfltriggi, denn was sie zu sagen hätten, würden sie in Stein und Gold und Silber (also in Fakten) ausdrücken. Und niemand lerne die Sprache der Sorne, weil man ihr Wissen in die Worte einer jeden Sprache übersetzen könne und es dort immer noch dasselbe sei (wie das bei wissenschaftlichen Fachtermini und mathematischen Ausdrücken der Fall ist). Das könne man mit den Liedern der Hrossa nicht machen. Ihre Sprache habe aber die meisten und die besten Wörter, d.h. jene Wörter, mit denen man das jeweils Gemeinte am zutreffendsten ausdrücken kann. In dieser Sprache lassen sich Dinge sagen, die wahr sind wie die

(abstrakten) Erkenntnisse von Philosophie und Naturwissenschaft, die von universaler Bedeutung sind wie die Mythen (die also jeden und jede von uns etwas angehen), und die zugleich unausdenkbar der Fall sind wie historische und wissenschaftliche Fakten.

Dass uns Menschen ein solches Sprechen nicht möglich ist (in der Trilogie: dass keine menschliche Sprache ein Abkömmling des Alt-Solarischen ist), ist für Lewis also nichts Naturgegebenes: es ist eine Folge der Sünde. D.h. sie ist eine Folge dessen, dass wir uns von Gott, und damit auch von der Wahrheit abgewandt haben; mit dem Ergebnis, dass wir auch unserem durch unsere egoistischen Wünsche beeinträchtigten Vorstellungsvermögen nicht mehr trauen können. Hätten wir nicht gesündigt, so gäbe es keinen Zwiespalt zwischen unserem Geist und unserem Leib, sodass das, was wir wahrnehmen, nicht durch unsere eigenen Wünsche und Begierden gefärbt wäre, sondern dem entsprechen würde, wie die Dinge wirklich sind.

Entsprechend nimmt Ransom auf Perelandra zunehmend wahr, dass die dreifache Unterscheidung von Wahrheit und Mythos und beider vom Faktischen eine rein irdische Angelegenheit ist. (Auf Malakandra war er mit den Sornen bereits dem Original der Zyklopen begegnet.) Auch hier bei uns auf Erden ist die durch unsere Sünden selbst verschuldete Trennung von Wahrheit, Mythos und Fakten aber nicht absolut, und sie ist auch nicht endgültig. Die Inkarnation stellt nämlich für Lewis den Anfang ihrer Überwindung dar.

Das war die Erkenntnis, die Lewis mit Anfang 30 schließlich zur Anerkennung Jesu Christi brachte: er erkannte, dass das historische Leben Jesu ein „wahrer Mythos“ ist: Ich hatte das ja gestern schon erwähnt: Die Geschichte Jesu ist keine bloße von Menschen erfundene Geschichte; sie hat tatsächlich stattgefunden: Gott wurde in Jesus von Nazareth Mensch und hat sich uns in Jesus Christus im Medium realer historischer Ereignisse mitgeteilt. Insofern können wir uns sicher sein, dass die Bedeutung für alle Menschen zu allen Zeiten, die diese Geschichte zu haben vorgibt, uns den wahren Sinn unseres menschlichen Lebens offenbart: Am historischen Leben Jesu, wie es uns durch die neutestamentlichen Texte bezeugt ist, können wir ablesen, worum es im menschlichen Leben eigentlich geht. Wir bekommen dadurch nicht den gesamten Text der Weltgeschichte entschlüsselt, ihr eigentliches Thema kennen wir aber nun: Es ist das Thema von Tod und Auferstehung, von dem uns auch viele Mythen erzählen.

Und die zentrale Botschaft lautet, dass alles wahre Leben Leben in Gemeinschaft ist: in Gemeinschaft mit Gott und unseren Mitmenschen. Ja, noch mehr: Wir können unser Leben nicht aus eigener Kraft leben, sondern wir leben immer von dem, was andere für uns erwerben. Oder, wie es der Oyarsa von Perelandra am Ende des Buches ausdrückt: „Das ist das Gesetz. Für

jeden werden die besten Früchte von einer Hand gepflückt, die nicht die seine ist.“ Dieser Einsatz für andere, das sehen wir am Tun Jesu, ist keineswegs ein *rein geistiges* Geschehen; es vollzieht sich ganz real in unserem Handeln in Zeit und Geschichte.

Ransom, in dessen hier durchaus modern arbeitendem Kopf das Geistige und das Leibliche völlig gesonderten Bereichen angehören, kommt daher mit Entsetzen zur Erkenntnis, dass er seinen Kampf mit dem „Unmenschen“ in Westons Körper nicht nur als einen rein geistigen Kampf führen darf. Dieser Kampf ist nicht nur ein *Kampf der Worte*; er muss ihn als einen wirklichen *physischen Kampf* führen. Und, so merkwürdig ihm das auch vorkommt, die geistigen Früchte dieses Kampfes kommen auch nicht *ihm* zugute, sondern Tinidril und ihrem Gatten Tor, und durch sie schließlich der ganzen Welt Perelandras. Dieser Gedanke einer nicht bloß geistigen, sondern auch leiblichen Stellvertretung bildet für Lewis das Herz der christlichen Theologie. Es ist für ihn

„das Gesetz des Universums, dass andere für uns tun können, was wir nicht für uns selbst tun können, und dass man jedes Kanu paddeln kann außer seinem eigenen. Deshalb ist Christi Leiden für uns nicht eine bloße theologische Ausflucht, sondern der höchste Fall eines Gesetzes, das die gesamte Welt regiert. Und als sie ihn verspotteten, indem sie sagten ‚andere hat er gerettet, sich selbst kann er nicht retten‘ (Mk 15,31), sprachen sie, so wenig sie es wussten, tatsächlich das höchste Gesetz der geistigen Welt aus.“

Ja, der geistigen, aber eben auch der körperlichen Welt. Auch hier auf Erden, so sehen wir im Blick auf das Kreuz, sind die Ebene des Geistigen und des Leiblich-Körperlichen verschränkt. Sonst könnte Jesu leiblicher Tod – sein Sterben und seine Auferstehung – uns nicht helfen, unsere Trennung von Gott überwinden. Denn – und damit kommen wir zu einem weiteren theologischen Punkt – eben dies ist für Lewis das Wesen der Sünde: Trennung von Gott. Das sehen wir in *Perelandra* in der Weise, wie der Unmensch bei seiner Versuchung Tinidrils vorgeht.

Lewis hatte sich, als er das Buch schrieb, gerade intensiv mit der christlichen Interpretation der Sündenfallgeschichte befasst. Anlass hierfür war eine literaturwissenschaftliche Arbeit: Er hatte ein Jahr zuvor eine Einführung in das große Versepos *Paradise Lost* (*Das verlorene Paradies*) des englischen Dichters John Milton veröffentlicht, und Miltons Buch (1667) ist eine dichterische Nacherzählung der biblischen Sündenfallgeschichte. Ein paar Leitgedanken aus *A Preface to Paradise Lost* können uns somit vielleicht helfen, das Verhalten Westons gegenüber Tinidril, der neu geschaffenen Eva Perelandras zu deuten. Denn es scheint, als versuche es der Teufel bei Tinidril noch einmal mit derselben Strategie, mit der er schon bei Eva Erfolg hatte, nun allerdings mit Weston als Instrument.

Erster Leitgedanke: Das Gute kann ohne das Böse bestehen, das Böse aber nicht ohne das Gute. Das Böse hat nämlich kein eigenes Sein; es ist ein Mangel an Gutem. Das führt dazu, dass Weston in seinen Diskussionen mit Tinidril seinen Versuchungen so viel Wahrheit beimischen muss, dass sie für einen nicht bereits durch das Böse verdorbenen Menschen überhaupt attraktiv sind, aber natürlich nicht sofort als Lügen durchschaut werden dürfen. Dies wiederum bringt Ransom, der im Gegensatz zu Weston nicht lügen darf, in die schwierige Lage, ständig zugeben zu müssen, dass sein Gegner zwar Wahres sagt, dann aber zeigen zu müssen, weshalb das Gesagte trotzdem verkehrt ist. Auf den ersten Blick ist der Unterschied zwischen Westons Wahrheit plus Lüge und Ransoms reiner Wahrheit oft kaum zu erkennen. Genau das ist vom Teufel aber beabsichtigt.

Zweiter Leitgedanke: Der Apfel, den Eva aß, war bereits für Augustinus nur ein Apfel; er hatte keinerlei magische Funktion. Der Sündenfall bestand deshalb in einem reinen Akt des Ungehorsams gegenüber Gottes Gebot, nicht von den Früchten dieses Baumes zu essen. In *Perelandra* bemüht sich der Versucher wieder und wieder, Tinidril klar zu machen, dass das Gebot, nicht auf dem Festland zu übernachten, nicht von Gott gewollt sein kann, weil kein tieferer Sinn hinter ihm zu erkennen ist. Bei allen anderen Geboten Gottes erkennt sie schließlich selbst, weshalb es gut und richtig ist, sie zu befolgen. Es gibt diesen Sinn natürlich doch, wie sich später herausstellt; das Leben auf den schwimmenden Inseln, wo kein Besitz und kein Eigentum möglich sind, ist nämlich ein Sinnbild dafür, dass wir bereit sein müssen, das Leben stets neu aus Gottes Hand zu empfangen. Das Festland mit seinen Möglichkeiten, sich die Dinge verfügbar zu machen, steht hingegen für eine Haltung, in der wir Gott nicht mehr brauchen, weil wir selbst bestimmen können, was wir tun und was nicht.

Ransom bemüht sich (zunächst einmal sogar mit Erfolg), Tinidril klar zu machen, dass es dieses eine Gebot, dessen Sinn Tinidril nicht unmittelbar einleuchtet, gibt, damit es etwas gibt, das wir nur aus dem einen Grund tun, *Gott gehorsam sein zu wollen*. Diese Bereitschaft, Gott zu gehorchen, ist nämlich die angemessene Haltung eines Geschöpfes gegenüber seinem Schöpfer. Tinidril, die noch ohne Sünde ist und daher ganz aus der Gemeinschaft mit dem Willen Gottes heraus lebt, versteht das voll und ganz. Sie antwortet daher dem Versucher, der ihr einzureden versucht, Gott sehne sich insgeheim nach ihrem Ungehorsam:

„Wie kann ich aus Seinem Willen heraustreten, außer in etwas, das nicht gewünscht werden kann? Soll ich versuchen, damit zu beginnen, Gott oder den König oder die Tiere nicht zu lieben? [...] Aus Seinem Willen heraustreten heißt, ins Nichts zu treten.“

Weshalb Gehorsam die angemessene Haltung eines Geschöpfes gegenüber seinem Schöpfer

ist, erläutert der dritte Leitgedanke: Es gibt eine hierarchische Ordnung im Kosmos, d.h. Stufen von Werten, die wir uns nicht ausdenken, sondern die objektiv in der Welt gegeben sind. Alles außer Gott hat, so erklärt Lewis, ein von Natur aus Übergeordnetes; alles außer ungeformter Materie hat ein von Natur aus Untergeordnetes. Die Tugend, das Glück und die Würde eines jeden Wesens besteht darin, dem ihm von Natur aus Übergeordneten zu gehorchen und über die ihm von Natur aus Untergeordneten zu herrschen – was freilich die Sorge um (und Verantwortung für) dessen Wohl mit einschließt. Versagt jemand in einem Teil dieser doppelten Aufgabe, so entsteht Übel oder Missgestalt im Gefüge der Dinge, das behoben werden muss.

Die Ordnung einer solchen hierarchisch gegliederten Welt kann dabei in zweierlei Weise zerstört werden: (1) Indem man über von Natur aus Gleichgestellte herrscht oder sich ihnen unterordnet, das heißt durch Tyrannei oder Unterwürfigkeit. (2) Indem man es unterlässt, einem von Natur aus Übergeordneten zu gehorchen oder über ein von Natur aus Untergeordnetes zu herrschen – das heißt durch Rebellion oder Nachlässigkeit. Und dies sind, ob nun von gleicher Schuld oder nicht, gleichermaßen Missgestalten.

Der Oyarsa Malakandras unterscheidet deshalb streng zwischen den Hnau seines Planeten, über die er Autorität besitzt, und den Besuchern von der Erde, über die er keine Autorität hat, und die er deshalb nur bitten kann, seiner Gesprächseinladung Folge zu leisten (was diese aber nicht tun). Auf Perelandra setzt der Un-Mensch beim zweiten dieser Punkte an. Er versucht, Tinidril zu bewegen, Gott den Gehorsam aufzukündigen, also gegen ihn zu rebellieren (wie es Satan und, angestachelt durch ihn, Eva auf Erden bereits getan haben). Und er versucht ihr das dadurch schmackhaft zu machen, dass er ihr suggeriert, genau dies sei es, was Gott sich tatsächlich von ihr erhoffe: sich von seinem Willen loszusagen und selbst zu entscheiden, was das eigene Gut ist und was nicht.

Damit sind wir bei unserem vierten Leitgedanken: das Motiv für Evas Ungehorsam war Hochmut bzw. Stolz, das heißt, die Weigerung, ihre eigene geschöpfliche Rolle anzunehmen. Das ist nach Augustinus die Wurzel aller Sünde (und das christliche Mittelalter stimmte ihm hier zu). In den Worten des Un-Menschen: Die Frauen unserer Welt „brauchen nicht darauf zu warten, daß Er ihnen sage, was gut sei, sondern wissen es von sich aus, ganz wie Er. Im Grunde sind sie kleine Maleldila.“ Das ist die Sünde, zu der er Tinidril überreden will: sein zu wollen wie Gott. In seinem Buch *Über den Schmerz* deutet Lewis an, dass auch er dies für den Ursprung aller Sünde hält: seine kreatürliche Rolle abzulehnen, sein eigener Herr sein zu wollen, seine Seele zu eigen haben zu wollen.

Dies allein, so meint Lewis, könne als die erste Sünde gedacht werden. Denn diese Ursprungssünde muss etwas gewesen sein, dass a) von einem Geschöpf begangen werden kann, das von allen Versuchungen der gefallenen Menschheit frei ist, und b) so gravierend war, dass sie solch weitreichende Folgen für die gesamte Menschheit haben konnte. Die Abkehr von Gott und die Hinwendung zum eigenen Selbst erfüllt nach Lewis' Ansicht beide dieser Bedingungen.

Entsprechend arbeitet der Versucher die ganze Zeit daran, bei Tinidril ein übersteigertes Bild vom Wert ihrer selbst hervorzurufen, z.B. indem er ihr die großen heroischen Frauengestalten der Menschheit als Vorbild vor Augen stellt: Wie armselig sei es, nur eine kleine Frau und Mutter zu sein, die dazu auch noch ihrem Mann untergeordnet ist, wenn sie doch eigene Größe unabhängig von ihrem Mann erlangen könne, so wie die Frauen unserer Welt. Denn diese „strecken immerfort die Hände nach dem neuen, unerwarteten Gut aus und erkennen, was gut ist, weit früher, als die Männer es begreifen.“

Auch hier müssen wir allerdings aufpassen, dass wir das, was Lewis im Rahmen seiner fiktiven Geschichte sagt, nicht voreilig auf unsere Situation auf der Erde übertragen. Lewis war *nicht* der Meinung, die Frau müsse sich hier auf Erden völlig ihrem Mann unterordnen. Was er hier schildert, ist seine Vorstellung vom Verhältnis der Geschlechter in einer *ungefallenen* Welt. In unserer eigenen, durch die Sünde geschädigten Welt kommt auch für ihn eine solche Unterordnung nicht infrage. Die Gleichheit der Ehepartner vor dem Gesetz ist für Lewis aber kein schöpfungstheologisches Datum: sie ist eine *Sicherheitsvorkehrung*. Ebenso ist es auch mit der Gleichbehandlung aller Staatsbürger im politischen Bereich. Die Demokratie ist für ihn nicht im eigentlichen Sinn die ideale Staatsform; im Gegenteil, sie bringt viele Probleme mit sich (wie wir das ja auch gegenwärtig erleben). Aber sie ist die einzig *mögliche* Staatsform in einer durch die Sünde geschädigten Welt: sie allein stellt die notwendigen Mittel bereit, um Menschen langfristig vor dem Missbrauch von Macht durch andere zu schützen.

Lewis schildert mit der Monarchie in *Perelandra* (und auch in *Narnia*) also keineswegs eine Gesellschaft, wie er sie sich auch für die Erde wünscht. Aber wenn er hier auf Erden für eine rechtliche Gleichbehandlung aller Menschen eintritt, so heißt das auch nicht, dass er der Meinung wäre, alle Menschen seien tatsächlich gleich. Die Gleichbehandlung ist eine notwendige *Rechtsfiktion*, sie ist keine Aussage über das Wesen des Menschen. Auch zwischen Mann und Frau sieht Lewis daher durchaus Unterschiede, und zwar nicht nur auf rein biologischer Ebene, sondern, weil das Geistige und das Leibliche keine völlig isolierten Bereiche der Welt darstellen, auch auf höherer geistiger Ebene. Auf *Perelandra* kann man das vielleicht etwas deutlicher sehen als auf der Erde, weil hier die irdische Trennung von Wahrheit, Mythos (Bedeutung) und

Faktum nicht besteht.

Aber auch auf Erden ist (wie gesagt) diese Trennung für Lewis nicht *vollständig*. Und sie wird offenbar auch nicht überall auf der Erde gleich scharf gezogen. Am schärfsten wird sie in unserer westlich-abendländischen Kultur gezogen, wo wir auf eine Geschichte von 3000 Jahren Philosophie und bald 500 Jahren Naturwissenschaft zurückblicken. Hier, so scheint es, tritt eine Welt völlig bedeutungsloser Fakten einer Welt völlig faktenloser Bedeutung in scharfer Trennung gegenüber. Doch sobald wir uns aus unserem Kulturkreis hinausbewegen, ob nun räumlich oder historisch, finden wir die Trennung nicht mehr so scharf. Denken wir zum Beispiel daran, welche Bedeutung ein Ort, nämlich die Stadt Jerusalem, für Judentum und Islam hat (und in abgestufter Weise auch fürs Christentum). Oder welche Bedeutung in der islamischen Kultur bis heute die Blutsbande einer Familie haben. Und historisch: Für die Menschen der Antike war das, was wir heute mit den separaten Begriffen Gott, Firmament und Himmel bezeichnen, noch in einer konkreten Bedeutungseinheit miteinander verbunden. Selbstverständlich war das, was räumlich über uns lag, auch näher am Göttlichen. Und was hell war, war gut; was Dunkel war, war schlecht.

Lewis ist der Meinung, dass die Menschen der Antike *recht* daran taten, die Welt mit solchen Augen zu sehen. D.h. die Wahrnehmung solcher und ähnlicher Bezüge war für ihn mehr als ein bloßer Zufall. Sie war von Gott, der ja der Schöpfer von beidem, dem menschlichen Bewusstsein *und* der Natur ist, *intendiert*:

„[A]ls Gott den Raum erschuf und Welten, die sich im Raum bewegen, und unsere Erde mit Luft umgab und uns solche Augen und Vorstellungsvermögen gab, wie wir sie haben, da wusste Er, was das Firmament für uns bedeuten würde. Und da in Seinem Werk nichts rein zufällig geschieht, wollte Er das auch, wenn Er es wusste. Es liegt nahe, zu vermuten, dass dies tatsächlich einer der Hauptzwecke war, zu dem die Natur erschaffen wurde.“

Die gesamte mit den Sinnen wahrnehmbare Welt lässt sich daher nach Lewis' Ansicht als ein materieller Ausdruck oder ein Symbol einer reicheren geistigen Wirklichkeit verstehen. Wie Platon es in seinem Höhlengleichnis sagt: Das, was wir die „reale“ oder „wirkliche“ Welt nennen, ist nur ein schattenhafter Umriss der eigentlichen geistigen Realität der Ideen (bzw. letztlich der Idee des Guten). Lewis als Christ würde das fortführen zu: der Fülle der drei-personalen *trinitarischen* Wirklichkeit Gottes. Der Blick durch die sinnlich gegebene Wirklichkeit hindurch auf die nicht sinnlich wahrnehmbare Realität Gottes funktioniert natürlich nur, wenn die Bilder und Symbole, in denen sich diese göttliche Realität unserem Bewusstsein vermittelt, dieser

irgendwie ähnlich sind; wenn das Materielle also tatsächlich das Geistige widerspiegelt.

Eben das ist aber nach Lewis' Ansicht der Fall, auch wenn wir Angehörigen der abendländisch-westlichen Kulturen größtenteils verlernt haben, die Welt mit solchen Augen zu sehen. Richtig betrachtet spiegelt die gesamte Schöpfung – von der unbelebten Materie bis zum mit Vernunft und Freiheit begabten Menschen – auf ihre je eigene Weise Aspekte des Wesens Gottes. Möglichkeiten, dies wiederzuentdecken sind für Lewis die sinnlichen Bilder der Dichter, die höchsten Erfahrungen sinnlich-erotischer Liebe, Erfahrungen der Schönheit der Erde und schließlich auch die Inkarnation und die christlichen Sakramente: In ihnen allen ist etwas mit gesetzt, das für die Menschen der Antike noch selbstverständlich war, was vom heutigen Menschen aber erst mühsam wieder gewonnen werden muss – eine Wahrnehmung der materiellen Wirklichkeit als Ort der Begegnung mit dem geistigen Sinngrund der Welt.

So ist es auch in *Perelandra*: Die Schönheit und Fruchtbarkeit der Natur des Planeten, die unbeschreiblichen sinnlichen Genüsse: sie alle illustrieren die überquellende Schöpferfreude Gottes. Deshalb empfindet Ransom es auch geradezu als Sakrileg, einen überwältigenden Genuss, den er gerade erlebt hat, sogleich noch einmal zu wiederholen. Dahinter, so spürt er, lauert die Versuchung, diese Genüsse handhabbar und für uns Menschen technisch verfügbar zu machen. Das zeigt sich auch in seiner Reflexion über eine bestimmte Sorte von grünen Beeren, von denen nur einige ein besonders schmackhaftes Herz aus rotem Fruchtfleisch haben. Auf Erden, so überlegt er, würde man schnell herausfinden, wie man diese Früchte mit rotem Herz züchtet, und würde sie dann für teuer Geld verkaufen. Damit ginge aber der *Geschenkcharakter* dieses Genusses verloren: Geld würde zum Mittel, *encore* (also: *noch einmal*) sagen zu können, d.h. diesen Genuss jederzeit wieder zu erzwingen.

Die Darstellung solcher Erfahrungen im Rahmen einer solchen phantastischen Geschichte kann, so meint Lewis, dazu beitragen, auch die Dinge unserer alltäglichen Welt wieder als das wahrnehmen, was sie in Wirklichkeit sind, nämlich eine Ansprache Gottes an uns. Und die richtige Haltung solchen Erfahrungen gegenüber ist Dankbarkeit gegenüber Gott als dem eigentlichen Geber, nicht aber der Versuch, ihre Wiederholung zu erzwingen, indem wir den Mechanismus ihrer Herstellung technisch verfügbar machen.

Auch die Geschlechtlichkeit des Menschen (der leibliche Vollzug sinnlich-erotischer Liebe mit eingeschlossen) besitzt für Lewis einen solchen sakramentalen Charakter. Das ist möglicherweise jener Aspekt von *Perelandra*, den heutige Leser am skandalösesten finden dürften. Dazu zum Abschluss meiner Einführung noch ein paar Bemerkungen.

Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist das Empfinden zweier Liebender – beschrieben von Dichtern aller Zeiten und Kulturen – bei ihrer Vereinigung an einem über ihre eigene Liebe weit hinausgehenden Geschehen von tiefer Bedeutung Anteil zu haben. Das ist für Lewis keine bloße Phantasie, die sich an einem natürlichen, rein biologisch zu erklärenden Phänomen entzündet. Noch vor jeder christlich-theologischen Deutung der Ehe (als mystisches Bild für die Vereinigung Gottes mit dem Menschen) enthält der leibliche Vollzug der Liebe für ihn ein Element natürlicher bzw. vor-christlicher, paganer *Sakramentalität*. Deshalb nennt er diesen Vollzug in seinem Buch *The Four Loves* (dt. *Was man Liebe nennt*) auch ganz bewusst nicht einfach „Sex“, sondern bezeichnet ihn mit dem Namen – Sie erraten bestimmt, was jetzt kommt – der antiken Göttin *Venus*.

Im Akt der leiblichen Vereinigung agieren Mann und Frau für Lewis also nicht als bloße Individuen, sondern sie werden zu Repräsentanten eines Geschehens, das von ihnen als mit einer *kosmischen Bedeutung* ausgestattet empfunden wird. In ihrem Tun kommen für einen Augenblick die gesamten natürlichen Kräfte des Lebens und der Fruchtbarkeit zur Darstellung – ja wird für einen Moment die Maskulinität und Femininität, die Aktivität und Responsivität der gesamten Welt spielerisch zur Darstellung gebracht: Der Mann *spielt* quasi die Rolle des Himmels-Vaters und die Frau die Rolle der Erd-Mutter. Außerhalb dieses Spiels oder Rituals, dies betont Lewis ausdrücklich, begegnen Mann und Frau sich als frei geborene, gleichberechtigte Bürger der geistigen Welt. Doch innerhalb dieses klar abgesteckten Bereiches ist für ihn die Annahme einer völligen Gleichheit der Geschlechter fehl am Platz: Hier ist die Ungleichheit, die wechselseitige Aufeinander-Bezogenheit der handelnden Personen in ihren notwendig voneinander verschiedenen (und daher nicht gegeneinander austauschbaren) Rollen *wesentlich* für das Geschehen.

„Gender“ – Geschlecht – ist somit für Lewis weit mehr als ein rein naturgegebenes Faktum, welches im Bereich der Fortpflanzung von Organismen biologisch von Bedeutung ist, sondern bei ihm handelt sich um eine fundamentale Realität, die über alles bloß Natürliche hinausreicht: Maskulinität und Femininität sind Größen, die der *geistigen Ebene* der Wirklichkeit angehören und im Mann-Sein des Mannes und dem Frau-Sein der Frau lediglich *eine* Form des sinnlich-leiblichen Ausdrucks finden. Ida Friederike Görres stellt diese Gedanken von Lewis übrigens in den Kontext ihrer eigenen Überlegungen zu einer „dritten Dimension der Geschlechterdifferenz“: Auch sie sieht in dem, was Lewis „Gender“ nennt, eine geistige Tiefendimension der Wirklichkeit, eine „reine ‘Repräsentanz’ jenseits von Erotik und Sexualität und über den biologischen Nutzwert hinaus.“

Anders gesagt: Das Mann-Sein des Mannes und das Frau-Sein der Frau sind *konkrete Instanzen* einer grundlegenden Polarität alles Seienden (des Schöpferischen und des Empfangenden), welche in Tiefen hinabreicht und Bereiche umfasst, in denen die Frage nach dem biologischen Geschlecht schlicht und einfach sinnlos wäre. Eben diesen Gedanken setzt Lewis in *Perelandra* literarisch um. Ransom nimmt gegen Ende des Romans bei der Betrachtung der Oyarses von Mars und Venus *sinnlich wahr*, was die wirkliche, d.h. *geistige* Bedeutung der Geschlechter ist:

„Ransom erkannte in diesem Moment die wahre Bedeutung der Geschlechter (gender). Jeder muss sich zuweilen gefragt haben, warum bestimmte unbelebte Objekte in fast allen Sprachen männlich und andere weiblich sind. Was ist an einem Berg männlich, oder an Ebenen weiblich? Ransom hat mich von dem Glauben geheilt, dass dies ein rein morphologisches Phänomen ist, abhängig von der Form des Worts. Noch weniger ist Geschlecht eine imaginative Erweiterung der Sexualität. Unsere Vorfahren machten Berge nicht männlich, weil sie männliche Merkmale in sie hineinprojizierten. Das Gegenteil ist der Fall. Geschlecht ist eine fundamentalere Realität als Sexualität. Diese ist nur eine Anpassung organischen Lebens an eine grundsätzliche Polarität, die alle Lebewesen höherer Ordnung scheidet. Weibliche Sexualität ist nur einer von mehreren Aspekten weiblicher Geschlechtlichkeit; es gibt viele andere, und das Maskuline und das Feminine begegnen uns auf Realitätsebenen, wo die Etiketten „männlich“ und „weiblich“ schlicht bedeutungslos wären. Das Maskuline ist nicht das abgeschwächte Männliche, und das Feminine nicht das abgeschwächte Weibliche. Im Gegenteil, die männlichen und weiblichen organischen Lebewesen sind vielmehr entfernte und undeutliche Widerspiegelungen des Maskulinen und des Femininen. Ihre Funktionen bei der Fortpflanzung, ihre Unterschiede in Stärke und Größe, verweisen teilweise auf die wahre Polarität, verunklaren und verdecken sie aber auch zum Teil.“

Die Fähigkeit Wahrnehmung dieser geistigen Bedeutungsdimension des Geschlechtes ist nach der Ansicht von Lewis mit der historisch wirksam gewordenen Trennung des Geistigen vom Materiellen weitgehend verloren gegangen, auch wenn sie von Gott ursprünglich dazu gedacht war, dem Menschen auch etwas über sich selbst und sein eigenes Wesen zu offenbaren. Doch ganz abhanden gekommen, so meint Lewis, ist dem Menschen diese Fähigkeit zur Wahrnehmung der „Gender“ trotzdem nicht, auch wenn dies meist nur noch in der Form von Andeutungen (und mit teilweise groben Verzerrungen) geschieht, etwa in antiken Mythen oder in Geschichten mit *symbolistischem* Charakter.

Wie Ransom am Ende von *Perelandra* ebenfalls sagt: Unsere Mythologie ruht auf einer festeren Wirklichkeitsbasis auf, als wir uns das träumen lassen, doch sie ist auch nahezu unendlich von dieser Basis entfernt. Damit versteht Ransom schließlich auch, was die Mythen auf Erden eigentlich sind: Echte Schimmer himmlischer Schönheit und Stärke, die jedoch teilweise durch ihre menschlichen Rezeptoren entstellt und verzerrt werden.